



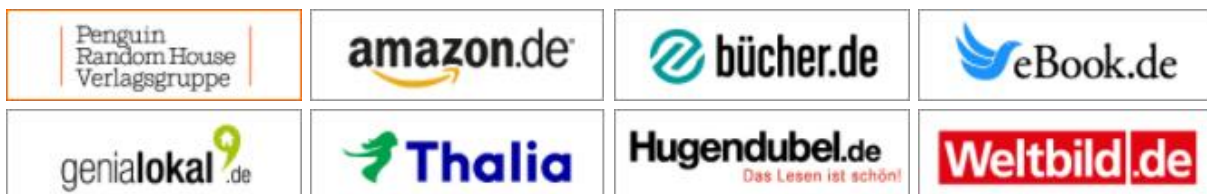
Leseprobe

Mimi Steinfeld

Eine kurze Liste meiner Probleme (Mutter nicht mitgezählt)

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 14. Februar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Für alle Leserinnen von Ildikó von Kürthy und Sophie Kinsella!

Zwei Schwestern, drei Tanten und ein Todesfall – willkommen im Leben von Cressida Catterberg!

Cressidas Probleme lassen sich schnell aufzählen: zu wenig Geld, zu viele Dates, zu viele anstrengende Familienmitglieder. Dazu noch Mika, der One-Night-Stand ihrer Mitbewohnerin, der sich in ihrer WG einquartiert hat. Ganz oben auf der Liste steht allerdings Cressis Mutter Eveline. Genauer gesagt deren Beerdigung und letzter Wunsch: Ihre Asche soll illegalerweise im Englischen Garten verstreut werden, außerdem hat sie Cressi auch noch ein altes Bistro hinterlassen. Kein Wunder, dass Cressi ständig ihren Therapeuten, Herrn Lindholm, anrufen muss. Ihr Leben ist ein einziger Notfall! Aber womöglich könnte Mika ihr dabei helfen, das Leben und ihr Herz in den Griff zu bekommen ...



Autor

Mimi Steinfeld

Mimi Steinfeld ist das Pseudonym für Beate Teresa Hanika, geboren 1976 in Regensburg. Sie ist die Autorin mehrerer erfolgreicher Jugendbücher und Romane für Erwachsene. »Eine kurze Liste meiner Probleme (Mutter nicht mitgezählt)« ist ihr erstes Werk als Mimi Steinfeld. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Regensburg.

MIMI STEINFELD

EINE
KURZE
LISTE
MEINER
PROBLEME
(Mutter nicht
mitgezählt)

Roman

GOLDMANN

Dieses Buch ist ein Wunder. Es wurde mit einem
Finger auf einer Tastatur ohne Beschriftung
geschrieben. Wenn es kein Bestseller wird,
komme ich damit zumindest ins Guinnessbuch
der Rekorde.

#Inlovewiththetherapist

Mein Therapeut Samuel Lindholm meinte, es wäre hilfreich, wenn ich niederschreiben würde, was mir den ganzen Tag so durch den Kopf geht. Damit ich mir selbst näherkomme und verstehe, wie die Zusammenhänge funktionieren. Herr Lindholm meint, er selbst wüsste das ganz genau, aber in Wahrheit hat er keine Ahnung. Trotzdem beginne ich heute damit, alles aufzuschreiben, einfach, weil ich Herrn Lindholm gerne glücklich mache, und er ist wahnsinnig glücklich, wenn man seine Anweisungen befolgt.

Vielleicht hat das Ganze ja auch etwas Gutes. Und zwar, dass er begreift, wie schwierig es ist, eine ausgeglichene Person zu sein, wenn man ein Leben führt wie ich. Nicht nur, dass ich mich generell in die falschen Männer verliebe und mit den falschen Männern Sex habe, nein, ich habe auch mit zu vielen Männern Sex, weil ich nicht Nein sagen kann und weil ich meine eigenen Grenzen nicht kenne. Wie soll dann jemand anders meine Grenzen kennen. Ganz logisch. Deswegen soll ich den Kontakt zu Männern während meiner Therapie meiden. Außer natürlich zu Samuel Lindholm. Ganz klar.

Ich kam aus seiner Praxis und checkte meine Mails, während ich zur U-Bahn lief.

Samuel Lindholm zwingt mich, mein iPhone während der Sitzungen abzustellen, was zur Folge hat, dass ich mich nachher durch einen Wust von WhatsApps ackern muss. Einige waren von Phil, dem Make-up-Artist, mit dem ich zusammenarbeite (*»Wo bleibst du Babyyyy???»*), aber die meisten Mails waren von meinen Schwestern Anna und Eva. Wir sind uns generell sehr nah und haben viel Kontakt. Oft mehr Kontakt, als ich selbst für gesund halte, aber es ist wirklich schwer, sich gegen meine Schwestern, meine Mutter und Tanten zu wehren. Sie sind wie eine einzige riesige mehrköpfige Schlange, die einen ständig verschlingt und danach gut durchgekaut wieder ausspuckt. Ich lief also zügigen Schrittes zur U-Bahn und scrollte mich durch die WhatsApps:

»Cressi, diesmal ist es ernst, wir sind alle bei Mama.«

»Warum ist dein verdammtes iPhone nicht an.«

»Wenn du gerade deinen Therapeuten vögelst, dreh ich dir den Hals um.«

»Sie hat gesagt, sie stirbt nicht, ehe du da bist, also leg einen Zacken zu.«

»Cressi, Tante Violetta hat gesagt, es ist eine Schande, wenn man nicht mal kommt, wenn die eigene Mutter im Sterben liegt.«

»Mutter sagt, du bist enterbt, und Eva und ich bekommen das Haus. Also dalli, dalli.«

Ich stopfte das Telefon zurück in die Tasche. Manchmal habe ich das Gefühl, ich kriege von solchen Nachrichten einen Orgasmus. Herr Lindholm sagt, das ist meine Reaktion auf wirklich großen Stress, und ich

glaube, er hat ausnahmsweise recht. Ich kann einfach nicht mit Adrenalin umgehen, zumindest nicht mit den Mengen, die mein Körper in solchen Momenten produziert. Dazu muss ich sagen, dass Mutter die letzten Jahre immer wieder gestorben ist. Sie hat ein schwaches Herz, und ihr Hausarzt hat uns darauf hingewiesen, dass es jederzeit vorbei sein kann, vor allem, weil Mutter keine Medikamente nimmt, sondern sich mit Kräutertees selbst therapiert. Er hat gesagt, wir sollten uns nicht wundern, wenn wir sie eines Tages tot in der Küche finden. Das sind keine beruhigenden Aussichten. Zudem kündigt Mama auch selbst immer wieder ihr bevorstehendes Ableben an, vorzugsweise wenn eine von uns dreien eine Urlaubsreise bucht oder geschäftlich unterwegs ist. Am liebsten ruft sie an, wenn man gerade im Taxi auf dem Weg zum Flughafen sitzt.

Sie: »Liebes, lass dich nicht aufhalten, ich wollte nur noch einmal mit dir reden.«

Ich (alarmiert): »Was ist los?«

Sie: »Ach, nichts.«

Ich: »Mama!«

Sie: »Es ist wieder das Herz. Dr. Moser wollte mich in das Städtische einliefern. Aber ich habe abgelehnt.«

Ich: »Warum in Gottes Namen?«

Sie: »Ich will zu Hause sterben.«

Schweigen. Ich gebe dem Taxifahrer ein Zeichen, dass er am Straßenrand anhalten soll, was er nur unter Protest tut. Er flucht irgendetwas auf Indisch, und ich bin froh, dass ich ihn nicht verstehen kann.

Sie: »Ich wollte dir nur noch einmal sagen, dass ich dich liebe, Cressida.«

Ich hasse das. Ich hasse das wirklich.

Ich: »Ich bin auf dem Weg zum Flughafen.«

Sie (verschnupft): »Ist schon gut, Cressi, wenn dir dein Job wichtiger ist.«

So läuft es immer. Das Ende vom Lied ist, dass wir bei ihr auf der Matte stehen. Alle. Lindholm sagt, das Verhalten meiner Mutter sei zutiefst manipulativ, und ich solle mich möglichst bald aus dieser ungesunden Verstrickung lösen. Ich glaube, Herr Lindholm hat keine Mutter.

Statt weiter zur U-Bahn zu laufen, winkte ich einem Taxi, nicht ohne vorher einen nervösen Blick zu Lindholms Fenster zu werfen. Ich hatte keine Lust, von ihm dabei ertappt zu werden, wie ich schon wieder schwach wurde und dem Ruf meiner Schwestern folgte. Ich machte schließlich große Fortschritte. Hatte ich nicht noch vorhin betont, dass ich mit der U-Bahn (er hatte zweifelnd die linke Augenbraue nach oben gezogen) zu einem Job für die Cosmo in ein Studio nach Nymphenburg fahren würde? Zugegeben, ich liebe es, ihm zu imponieren. Cosmopolitan hört sich einfach fantastisch an. Wichtig. Glamourös. Sexy. Vor allem unglaublich sexy. Die Wahrheit ist: Ich arbeite als Stylistin, und das ist wirklich die niedrigste Stufe in diesem ganzen Spiel. Ich ziehe die Models an und wieder aus. Zupfe da ein wenig und dort. Aber ich bin nicht unzufrieden. Als Stylistin hat man die reelle Chance, ein It-Girl zu werden. Man denke nur an Chiara Totire. Man muss nur einigermaßen hübsch sein und Stil haben. Stil habe ich auf jeden Fall. Natürlich erzähle ich nichts davon

Samuel Lindholm. Er will mich immer noch davon überzeugen, dass ich mehr an die Zukunft denken und nicht nur von der Hand in den Mund leben sollte. Er meint damit, ich solle studieren, damit ich irgendwann einen »vernünftigen« Job bekomme. Meine Schwester Eva würde sagen:

»Fuck you, Scheißtherapeut! Das ist mein Leben!«
Aber so weit bin ich noch nicht.

Mutter lebte immer noch in dem kleinen Reihenhäuschen in Harlaching, das sie seinerzeit mit meinem Vater gekauft hat. Es gab für Kinder wahrscheinlich keinen besseren Ort auf der Welt zum Aufwachsen als Harlaching. Es war derart ruhig und bürgerlich, dass Eva jedes Mal Brechreiz bekam, wenn sie dort aufschlug. Ihrer Meinung nach musste Rosamunde Pilcher hier geboren sein, ansonsten hätte sie keine derart abgründigen Bücher schreiben können. Eva war Lektorin, und sie hasste Rosamunde Pilcher. Wahrscheinlich weil sie nicht ihre Lektorin gewesen war.

Eva wartete am Gartentor auf mich. Ich konnte an ihrem Gesicht sehen, dass sie schon wirklich lange dort gestanden hatte. Ihre Frisur (hochaktueller Bob, inspiriert von Karlie Kloss, denn langes Haar war ja unfassbar öde) kräuselte sich in der feuchten Frühlingsluft.

»Lindholm hat sich verquatscht.« Das stimmte nicht ganz. Im Grunde hatte ich mich verquatscht, und Lindholm hatte immer wieder diskret auf seine Uhr gesehen, die zwischen uns auf dem kleinen Tischchen stand. Aber er war zu höflich gewesen, um mich darauf hinzuweisen, dass ich die Stunde überzog.

»Bloß weil du in deinen Therapeuten verknallt bist, lässt du uns allein mit Mama.«

Das saß.

Ich muss eines klarstellen: Ich bin nicht in Lindholm verknallt. Ich liebe ihn. Nicht wie andere Patientinnen ihre Therapeuten lieben. Nein. Es ist etwas Wahres. Ehrliches. Eine tiefe, innige Verbundenheit.

»Lass den Scheiß, Eva. Was ist mit Mama.«

»Sie stirbt.«

»Na dann.«

Wir liefen nebeneinander den Gartenweg zu Mamas Haus hinauf. Schröder, Mamas alter Setter, trottete auf uns zu und leckte meine Hand. Drinnen saßen Maggie, Bärbel und Violetta, Mamas Schwestern, und tranken Tee. Sie waren alle ledig oder verwitwet und hatten nichts zu tun, als bei Mama abzuhängen. Sie unterhielten sich über Prinzessin Kates erneute Schwangerschaft und würdigten mich keines Blickes. Wer zu spät zum Tod der eigenen Mutter kam, wurde in unserer Familie wirklich geächtet. Schlimmer ging es praktisch nicht mehr. Manchmal fragte ich mich, was ich mit diesen Menschen gemein hatte, und dann erschien es mir, als hätte ein einziger riesiger Zufall uns alle in diesem Haus versammelt. Anna sagte dann, das sei doch Quatsch, man suche sich seine Familie aus. Die Eltern, sein Schicksal, all das. Manchmal brachte mich Anna mit ihrem spirituellen Gelaber wirklich auf die Palme. Was hatte mich, bitte schön, geritten, mir diese Menschen auszusuchen. Hätte ich mir nicht Charles Bronson aussuchen können? Oder jemanden, der nicht reich, aber dafür unglaublich schön war?

Auf Mamas Bettkante saß Anna mit ihrer kleinen Tochter Suki auf dem Arm. Meine Neffen Benno und Chrissi verhauten einander auf dem Teppich, wobei sie aus Pietätsgründen zumindest keine Geräusche von sich gaben.

»Endlich!« Anna sprang auf und umarmte mich hektisch. »Sie will uns unbedingt zu dritt sehen.«

»So wie immer«, zischte ich sie an.

»Klappe!« Eva nahm ihr Suki vom Arm und schickte sie mit den beiden Jungen nach unten.

»Was geht, Mama.« Ich setzte mich zu ihr, und sie öffnete die Augen, um mir einen ihrer zutiefst strafenden Blicke zuzuwerfen.

»Ich habe es nicht schneller geschafft.«

»Sie musste noch ihren Therapeuten anhimmeln.«

Ich warf Eva einen bitterbösen Blick zu.

»Du brauchst doch keinen Therapeuten, Kind. Dafür hast du doch deine Schwestern.«

In meiner Brust machte sich eine unbestimmte Verzweiflung breit.

»Es gibt nichts, was du mit der Familie nicht besprechen kannst«, sagte Mama mit schwacher Stimme.

»Stimmt. Tante Bärbel war nicht umsonst jahrelang Haushälterin von Pfarrer Drews«, setzte Anna hinzu. Ich sah auch sie böse an.

»Lasst sie«, unterbrach Eva Anna freundlich, »Cressida will schließlich nicht mit ihm reden. Sie will nur Sex mit ihm.«

»Cressi, geh zu meinem Schrank und hol die Schatulle heraus.«

Eva verdrehte die Augen. In der Schatulle bewahrte

Mutter ihren Schmuck auf. Und immer, wenn wieder einmal ihr Ende nahte, nahm sie etwas heraus, was sie an uns weitergab. Plunder, sagte Eva. Aber so schlimm war es nicht. Den letzten Ring hatte ich versetzt und hundert Euro dafür bekommen, die ich dann in ein Paar Peeptoes investiert habe. Das durfte Mama natürlich nie erfahren. Ich holte die Schatulle und stellte sie vor sie auf die geblümete Bettdecke. Sie öffnete den Deckel.

»Mama«, sagte Anna sanft, »jetzt, wo Eva und Cressi da sind, könnten wir dich doch ins Städtische bringen. Cressi könnte Schröder nehmen ... (ICH!?) ... und Eva schickt Bärbel, Maggie und Violetta nach Hause.«

»Dafür ist es zu spät.«

»Unsinn! Dr. Moser hat gesagt, du musst endlich einer Behandlung zustimmen.« Eva sah demonstrativ auf das Display ihres iPhones.

»Ich kann Schröder nicht nehmen«, warf ich schwach ein. Schließlich wohnte ich in einer WG. Im vierten Stock.

»Die Schatulle ist fast leer«, sagte Mama versonnen.
»Ich habe jetzt nur noch drei Dinge für euch.«

Sie tastete mit der Hand in dem Kästchen herum und zog schließlich drei Fotos heraus. Langsam wurde ich ungeduldig. Phil würde mich sowieso umbringen, weil ich zu spät war. Und wahrscheinlich würde ich nie wieder einen Job bei der Cosmo bekommen. Na gut. Wenn ihnen überhaupt auffiele, dass ich nicht da war. Ich schickte Phil heimlich eine WhatsApp, er solle doch schon mal anfangen, die Models auszustaffieren. Er hatte ein unglaubliches Gespür für die richtigen Kombinationen.

»Hier für dich, Eva ... Anna. Und dieses da ... für dich, Liebes.« Sie hielt mir das letzte Foto hin.

Darauf zu sehen war ein junger Mann. Er kam mir total bekannt vor.

»Wer soll das sein.« Ich starrte auf das Bild.

»Das sind eure Väter.«

»Wie bitte?« Eva legte das Bild auf ihre Knie, als wollte sie eine gewisse Distanz dazu herstellen.

In meinem Kopf summte es. Das ist immer ein untrügliches Zeichen. Lindholm fragt mich oft, wie das so losgeht, mit diesen Zuständen (er sagt »Zustände«, denn »Panikattacken«, das sei ihm zu absolut). Welche Situation. Welche Urzeit. Welcher Geruch. Ich solle das genauestens analysieren und mich dann immer wieder diesen Situationen aussetzen.

»Das ist ganz verschieden«, sage ich dann. Ich will nämlich nicht zugeben, dass ich in seiner Praxis ganz oft kurz davor bin. Eigentlich jedes Mal. Vor dem ultimativen Ausnahmezustand. Mein Nacken kribbelt, meine Schenkel pulsieren. Mein Mund wird trocken. Es ist für mich immer eine Extremsituation, mit einem Mann im selben Raum zu sein, den ich gut finde. Außerdem hatte ich nun wirklich schon ewig keinen Sex mehr (etwa sechs Monate), was die Lage zusätzlich verschärft. Aber selbst ich, und ich bin einiges gewohnt, finde es ziemlich peinlich, dass ich jedes Mal Panik bekomme, wenn ich einen Mann scharf finde. Und Lindholm ist scharf. Definitiv.

»Das ist ein Mexikaner ...« Anna hielt mir ihr Bild hin. Sie sah aus, als würde sie gleich ohnmächtig werden »... ein Mexikaner. Und ich frage mich mein gan-

zes Leben lang, wo ich diese Haare herhabe. Ich meine, Mama ist blond. Vater war blond. Ihr beide seid blond.«

»Kein Wunder, meiner sieht irgendwie nordisch aus.« Eva holte ihre kleine randlose Brille aus dem Ausschnitt ihrer Bluse.

»Und ich habe diese schwarzen Haare.«

»Und deine Neigung zu Voodoo.«

»Dicke schwarze Haare.«

»Und Suki ... und die Jungs ... diese Augen.«

Ich starrte auf das Bild in meiner Hand.

»Warum hast du uns nichts davon gesagt?«, fragte Anna mit Tränen in der Stimme.

»Und was ist mit Vater?«

»Vater hat mit euch nichts zu tun. Er konnte keine Kinder zeugen.«

»Und das wusste er?« Eva zu schockieren war praktisch unmöglich. Ich kenne niemanden, der so abgeklärt ist wie sie. Aber Mama war das Unmögliche gelungen.

»Nein.«

»Was heißt nein?«

»Nein heißt, er wusste es nicht. Eure Großmutter hat es mir erzählt. Er hatte Mumps und ist mit den Hoden an einem Jägerzaun hängen geblieben. Mit acht.«

So genau hatte ich das gar nicht wissen wollen.

»Wir dachten, es ist besser für ihn, wenn er es nicht erfährt.«

Mama und Oma. Immer pragmatisch. Immer darauf bedacht, dass alles möglichst reibungslos verlief.

»Du hast Vater verarscht«, sagte Anna fassungslos.

»Was heißt verarscht«, mischte sich Eva ein, »sie hat

ihm einfach ein paar unwesentliche Kleinigkeiten verschwiegen. Genau wie uns.«

Nun kann sich bestimmt jeder vorstellen, was mir in dem Moment durch den Kopf ging. Ich hatte mir Charles Bronson gewünscht, und was hatte ich bekommen? Ich griff mir neidisch das Foto mit dem Mexikaner. Er saß in unglaublich weiten Schlagjeans und nacktem Oberkörper auf einem Wasserfass (?), einer Mülltonne (?), einem Baumstumpf (?) und sah aus, als hätte er eben noch etwas Illegales geraucht, bevor er mit Mama in die Kiste sprang, um Anna zu zeugen. Dann der Norweger. Breites Lächeln mit tollen, gesunden Zähnen. Vom Wind zerzaustes blondes Haar, kräftige, braun gebrannte Hände. Ich hätte sterben können vor Missgunst.

»Was ist?« Eva rempelte mich an.

»Nichts. Was soll sein.« Mein Tonfall war etwas spitzer als beabsichtigt. Ich warf ihre Fotos zurück aufs Bett.

»Du hast doch was.«

»Fuck! Lasst mich in Ruhe!«, brüllte ich sie an. »Habt ihr gesehen, welchen Loser ich abgekriegt habe?«

Es war wirklich zum Heulen. Wer war dieser Mann? Wieso wunderte ich mich noch über mein Leben? Mit einem derart beschissenen Genpool.

Meine Schwestern beugten sich über das Bild.

»Den kenne ich.«

»Ich auch. Ganz hinten klingelt was.« Anna kratzte sich überlegend in ihren verdammt schwarzen dicken Haaren. »Der Postbote? Ihr wisst schon, der immer die Päckchen vom Teleshopping ausgeliefert hat ...«

»Halt den Mund!«, fuhr ich sie böse an.

»Quatsch. Das war nur ... Er sieht einfach nur so ähnlich aus. Vielleicht liegt es an dem Käppi. Oder dieser Jacke, mit den Knöpfen ...«

»Klappe!«

»Oder am Lieferwagen. Es ist der Lieferwagen. Dieser weiße alte Kasten. Eva, weißt du noch? Wir haben immer gesagt, der bricht bestimmt bald auseinander.«

»Hört auf damit! Es ist nicht der Paketfahrer! Der war viel jünger als Mama.«

»Stimmt. Achtzehn oder so.«

Mir brach der Schweiß aus.

»Außerdem hat er sich... Ach, vergesst es.« Eva winkte ab.

»Nun sag schon.«

»Egal. Er ist es nicht.«

»Was. Ist. Mit. Ihm.«

Eva senkte ihre Stimme zu einem Flüstern. Wahrscheinlich, um Mama nicht unnötig aufzuregen. »Er soll sich irgendwann erhängt haben. Depressionen. Ihr wisst schon. Unbehandelt.«

Anna warf mir einen beruhigenden Blick zu, der sagen sollte, dass ich bei Lindholm in den besten Händen war.

Innerlich musste ich meinen Schwestern recht geben. Der Typ saß in einem Auto, wahrscheinlich einem Lieferwagen. Er stützte sich zusammengesunken auf das Lenkrad, das strähnige Haar fiel ihm vor die Augen. Er sah ernst aus. Fast bedrückt. Ich wollte gar nicht wissen, was Lindholm dazu sagen würde. Mir wurde schlecht bei der Vorstellung, mein Erzeuger könnte ein depressiver Paketfahrer sein. Dann doch lieber Vater.

»Warum rückst du erst jetzt damit raus?«, wandte ich mich an Mama.

Sie hatte die Augen geschlossen und sah irgendwie so friedlich aus. Ihre Hände lagen gefaltet auf der Bettdecke, und in ihren Mundwinkeln schwebte ein Lächeln. Wahrscheinlich über ihren letzten großen Gag. Herzlichen Glückwunsch!

»Mama?«

»Weil sie keinen Bock hatte auf unsere dämlichen Fragen«, seufzte Eva, und wir drei nahmen uns an den Händen.

»So ist das also«, sagte ich.

»Mach's gut, Mama«, sagte Anna.

#family

#familystereotype

Ich frage mich, ob in Familien immer dieselben Rollen zu vergeben sind. In unserer Familie, unter uns Schwestern, war Eva schon immer die, die alles im Griff hatte. Sie ist im Nullkommacht durchs Gymnasium gerauscht und hat dabei nur die guten Noten abgesahnt, danach folgte ein Studium in Berlin, und dann bekam sie gleich einen Superjob bei einem der größten Verlagshäuser in Deutschland. Sie ist nie für irgendetwas zuständig, was die Familie betrifft, weil ihr Leben so unglaublich wichtig ist. Mama hat immer gesagt, lasst Eva, die lernt. Oder: Lasst Eva, die muss sich konzentrieren. Oder: Lasst Eva, die hat etwas Wichtigeres zu tun. Anna dagegen kämpfte sich hinter Eva an den Rand des Wahnsinns. Sie rebellierte und heiratete mit knapp achtzehn einen älteren Mann. Bei ihr hieß es: Lasst Anna. Sie ist schwanger. Sie stillt. Weckt bloß Annas Babys nicht auf. Es ging gar nicht mehr um sie, sondern um ihren Zustand oder um die Babys, ob sie schliefen oder gerade in die Windel kackten oder sich

die Seele aus dem Leib brüllten, und vor allem: warum. Mama konnte sich stundenlang mit diesen Fragen beschäftigen, solange es nicht direkt um Anna ging.

Na ja, und dann ich.

Cressi, kannst du mal abspülen? Kannst du Mama zum Arzt fahren, du musst doch Zeit haben? Kannst du dies? Kannst du das? Macht doch kaum Umstände. Du hast doch bestimmt gerade nichts vor. Du hast keine Kinder und keinen wichtigen Job.

Mit dem Hund ein Taxi zu bekommen war eine Herausforderung. Kein Taxifahrer will einen alten, nassen, stinkenden Setter im Wagen haben.

Tante Violetta hatte behauptet, es sei äußerst herzlos von mir, einen alten, trauernden Hund zurückzulassen. Ich hatte erwidert, ich müsse arbeiten. (Ich war sehr stolz auf mich, dass ich meine Stimme im Griff hatte und nicht zu kreischen anfang.)

»Du kannst doch heute nicht mehr arbeiten, Kind«, sagte Bärbel entsetzt. »Deine Mutter ist eben von uns gegangen.«

Seit der Zeit mit Pfarrer Drews verwendete sie unglaublich gerne salbungsvolle Ausdrücke.

»Wahrscheinlich steht sie unter Schock«, vermutete Maggie und drückte mir Schröders Leine in die Hand. »Der Hund wird dir guttun. Hunde sind so mitfühlend.«

Das vermutete ich auch.

Ich teilte mir mit Schröder die Rückbank eines uralten abgeramschten Taxis und musste trotzdem die bösen Blicke des Fahrers auf mich nehmen. Schröder hechelte und schwitzte. Schröder schüttelte sich. Schröder

der stand auf, tappte auf dem Sitz im Kreis, kratzte am Stoff und brauchte geraume Zeit, um eine bequeme Stellung zu finden.

»Jetzt schauen Sie nicht so, der tritt das Gras in der Savanne platt, der kann nicht anders, das ist genetisch!«, fuhr ich den Fahrer an, worauf er mich in der Notburgastraße rauswarf, während das Studio drei Blocks weiter war. Ich trabte los.

Manchmal ist es unglaublich, was man an einem Tag erledigen kann, dachte ich. Es gibt Tage, da bekommt man kein Bein auf den Boden. Und dann gibt es Tage, da flutscht es nur so. Zum Beispiel heute. Erst der Termin bei Lindholm, dann Mama gestorben, dann der Job bei der Cosmo. Da darf man sich nicht mit Nachdenken aufhalten, da muss man auf Autopilot umstellen.

Phil wartete schon an der Türe auf mich. Er schüttelte sich gerade eine neue Zigarette aus der Packung und zündete sie an.

»Du hast Nerven«, sagte er statt einer Begrüßung.

»Hallo auch«, sagte ich und wollte mich mit Schröder an ihm vorbeidrücken.

»Was soll das sein?« Er hielt mich am Arm zurück und deutete auf Schröder. »Wie kommst du auf die Idee, diesen mottenzerfressenen Flokati mit aufs Set zu bringen.«

»Flokatis sind weiß.« Phil wusste, dass sein Vergleich hinkte, ging aber nicht auf meinen Hinweis ein.

»Der Fotograf ist am Anschlag. Wir warten jetzt seit zwei Stunden auf dich. Die ersten Einstellungen hat er schon gemacht, aber mach dich auf ein Donnerwetter gefasst.«

»Sag einfach nichts.«

Phil zuckte mit den Schultern und trat seine Zigarette auf dem Treppenabsatz aus.

Ich wusste, was ihm auf der Zunge lag. Wenn er mir schon einen geilen Job verschaffte, dann durfte er ja wohl mindestens erwarten, dass ich pünktlich da war. Er hatte ja so recht. Mit Schröder im Schlepptau rauschte ich durch das Studio, in dem der Fotograf gerade ein Model auf einem Stapel Paletten ablichtete. Ich konnte mit solchem Kram nichts anfangen. Wenn man sich ein Bild ansehen sollte, sollte es dann nicht hübsch sein? Ich rauschte so schnell vorbei, dass der Fotograf nur den Mund auf- und zuklappen konnte, aber nichts sagte.

Das zweite Model wartete schon fix und fertig geschminkt und auftoupiert vor einem Kleiderständer, an dem die grässlichsten Klamotten hingen. Das meine ich. Wie soll ich meinen Job machen, wenn die einfachsten Grundlagen fehlen. Das Model sah verzweifelt aus. Es schob die Kleiderbügel von einer Seite zur anderen. Manche Models heulten, wenn ich sie fertig angezogen hatte. Das hört sich jetzt an, als wäre ich eine schlechte Stylistin und herzlos dazu. Aber was soll man tun. Ich griff wahllos in die Klamotten und ließ sie anziehen, was ich als Erstes zu fassen bekam. Für solchen Pipifax hatte ich echt heute keine Nerven. Auf ihren Blick hin sagte ich: »Wahre Genialität entsteht spontan.«

Sie hasste mich.

Mit Schröder verzog ich mich auf die Toilette. Ich klappte den Deckel herunter, setzte mich darauf und holte mein iPhone aus der Hosentasche. Dr. Lindholm.

Lindholm geht immer an sein Telefon, wenn ich anrufe. Das ist Teil unserer Vereinbarung. Es gibt mir Sicherheit, wenn ich mich schlecht fühle. Natürlich darf ich ihn nur in Notfällen anrufen. Ich soll mich fragen:

Handelt es sich um einen Notfall?

Komme ich nicht mehr allein zurecht?

War ich schon einmal in so einer Situation gewesen, die ich dann allein bewältigt habe? Wenn ja, wie?

Was würde geschehen, wenn ich Dr. Lindholm nicht erreichen konnte?

Ja, Lindholm ist ein ausgebuffter Kerl.

Handelte es sich um einen Notfall?

Natürlich.

Kam ich nicht mehr allein zurecht?

Nein.

War ich schon einmal in so einer Situation gewesen, die ich dann allein bewältigt habe? Wenn ja, wie?

Natürlich nicht. Mama war schließlich vorher noch nie gestorben.

Was würde geschehen, wenn ich Dr. Lindholm nicht erreichen konnte?

Dann würde ich vermutlich zurück in den Fitting Room gehen und dem Model die nächste Klamotte anziehen.

Ich beschloss, diese Antwort zu vergessen. Jedem Idioten war klar, dass nicht einmal in Psychotests jeder einzelne Punkt zutreffen musste. Entschlossen wählte ich Lindholms Nummer.

»Catterberg. Ich hatte früher mit Ihrem Anruf gerechnet. Sonst rufen Sie immer etwa ...« Er machte eine

kurze Pause, wahrscheinlich um auf die Uhr zu sehen, »... fünfundzwanzig Minuten nach unserem Termin an. Jetzt sind schon fast drei Stunden vergangen.«

Ja. Vielleicht rief ich ihn zu oft an. Aber Scheiße, es trafen immer mindestens drei Punkte zu. Oder zwei. Oder ein wirklich, wirklich schwerwiegender.

»Meine Mutter ist gestorben.«

»Oh.«

Ich liebe es, meinen Therapeuten zu verstören. Manchmal möchte ich ihn schütteln und sagen, na, haben Sie so etwas Schlimmes schon mal gehört? Hat Ihnen jemals ein Patient etwas so abgrundtief Grauenhaftes erzählt wie ich? Nein? Ich bin in familiären Traumata nämlich wirklich high-level, und ich würde mir wünschen, dass diese Tatsache einmal ordentlich gewürdigt wird. Ich würde mir wünschen, dass Dr. Samuel Lindholm vor mir auf die Knie sinkt und vor lauter Betroffenheit nur noch wirres Zeug stammelt.

»Wie fühlen Sie sich?«

»Wie ich mich fühle?«, schnauzte ich ihn an. »Wie soll ich mich denn fühlen?«

Schröder hechelte so laut neben mir, dass ich befürchtete, er würde gleich kollabieren. Sicherheitshalber stand ich auf und klappte den Deckel hoch, damit er aus der Kloschüssel trinken konnte.

»Sie machen doch nicht irgendwelchen Unsinn?« Ich liebte es, wenn Lindholm sich besorgt anhört. »Sie sind doch nicht irgendwo am Wasser? Ich meine Wellenrauschen zu hören.«

Einen kurzen Moment erwog ich, ihn im Unklaren zu lassen.

»Nein.«

»Was plätschert da so? Tun Sie jetzt nichts Unüberlegtes. Also. Wo sind Sie?«

»Das ist der Hund.«

Ich hörte ihn unterdrückt ausatmen. Der Gute.

»Also gut. Können Sie Ihre Gefühle in Worte fassen?«

»Ich fühle gar nichts.«

»Sind Sie wütend auf Ihre Mutter?«

»Wenn ich sage, ich fühle gar nichts, dann meine ich das so. Habe ich Ihnen erzählt, was ich letztens dachte, als meine Mutter mich zu Hause anrief?«

»Nein.«

»Das Telefon klingelte, und ich erkannte schon am Klingeln, das ist meine Mutter. Kennen Sie das? Wenn man schon vorher weiß, wer dran ist?«

Lindholm antwortete nicht. Das tut er oft, um mir mehr Raum zu geben.

»Ich wusste also, das ist sie, und dann dachte ich: Gott, vielleicht sagt sie jetzt, Cressi, Süße, nimm es mir nicht übel, aber ich will dich nie wiedersehen. Und ruf auch nicht mehr an.«

»Und was fühlten Sie bei diesem Gedanken?«

»Erleichterung. Können Sie sich vorstellen, wie beschissen es mir ging, weil ich Erleichterung fühlte?«

»Weswegen rief Ihre Mutter an?«

»Sie sagte, ich soll das Haus nicht verlassen, weil der Wetterbericht vor Tornados gewarnt hatte.«

Ich konnte förmlich spüren, wie Lindholm ein »Bitte?« unterdrückte.

»Mama hat immer grässliche Angst vor Naturkatastrophen. Also. Sie hatte natürlich.«

»Es ist vollkommen in Ordnung, wenn Sie keine Trauer spüren.«

»Ich WILL aber Trauer spüren!«, schrie ich ins Telefon.

Schröder zuckte neben mir zusammen und sah mich schuldbewusst an. Er bezog immer alles auf sich, also alles, was so laut war, dass er es hören konnte. Ich klappte den Klodeckel wieder herunter und setzte mich darauf.

»Ich will aber um meine Mutter trauern!«

Ich hörte, wie jemand die Tür zur Toilette leise öffnete.

»Raus!«, brüllte ich.

Schröder brach vor mir zusammen und rollte sich auf den Rücken. Es war bestimmt nicht fair, in Gegenwart eines traumatisierten Hundes so zu brüllen. Andererseits war ich mir gar nicht sicher, ob er überhaupt mitbekommen hatte, dass Mama tot war.

»Wenn Sie die Trauer brauchen, wird sie zu Ihnen kommen. Anscheinend brauchen Sie momentan etwas anderes.«

Manchmal hasste ich Lindholms Antworten. Aber wahrscheinlich hatte er recht. Ich brauchte dringend Sex und ein riesiges Ben & Jerry's. Am besten Chocolate Fudge Brownie oder Karamel Sutra. Oder beides. Es könnte auch ein Apfelstrudel sein.

»Ich schlage vor, Sie beschäftigen sich den Rest des Tages mit dieser Frage: Was brauche ich im Moment wirklich?«

»Was würden Sie denn brauchen?« Meine Stimme klang selbst in meinen eigenen Ohren verzweifelt.

»Es geht nicht um mich, Catterberg.«

Ich starrte wütend auf mein iPhone. Dann legte ich auf. Ich wusste, Lindholm würde mir das nicht nachtragen. Er würde es nicht einmal bei unserer nächsten Sitzung thematisieren. Manchmal wünschte ich mir, er würde sich emotional etwas mehr in unsere Beziehung einbringen.

#lifeinasharedapartment

#problemswithroommate

In München ist es vollkommen unmöglich, sich mit meinem Gehalt eine eigene Wohnung zu leisten. Deswegen teile ich meine mit Lucinda Beckett. Sie ist Ende zwanzig, kommt aus London, studiert Philosophie und hat das kräftigste Schamhaar, das ich je zu sehen bekommen habe. Ich meine, alle Welt rasiert, waxt oder sugared. Nicht so Lucinda Beckett. Sie empfindet die Rasur ihrer Schamgegend als sexuelle Belästigung. Männer, die auf einer Rasur bestehen, fliegen hochkant raus. (Ich weiß, dass es nicht für mich spricht, aber ein paar dieser Männer hat sie auch mir abgetreten.) Lucinda Beckett hat keinen Busch, sie hat einen Urwald, ein Gestrüpp, die Rosenhecke um Dornröschens Schloss. Sie ist jemand, der seine Unterhosen mit der Innenseite nach außen überall herumfliegen lässt und ihre benutzten Tampons auf dem Badewannenrand vergisst.

Wer so üppiges Schamhaar hat wie Lucinda Beckett, hat auch kein Problem mit Flokatis. Beziehungsweise, auch wenn Lucinda bemerkt hätte, dass Schröder nicht

schon immer in unserer Wohnung gelebt hatte, hätte sie kein Problem damit.

»Hey, Schröder, hey, Cressi«, begrüßte sie uns und ließ sich neben uns auf die Couch fallen.

Lucinda hat eine bemerkenswerte, riesige randlose Brille in ihrem Gesicht, aber ich bezweifle schon länger, dass diese Brille irgendetwas an ihrer Sehfähigkeit verbessert.

Geraume Zeit starrten wir zusammen in den Fernseher. Halb nackte Menschen in Lederfetzen metzelten sich gegenseitig ab und hatten danach Sex miteinander. Ich dachte eine Weile darüber nach, ob ich ihr erzählen sollte, dass mein Vater ein depressiver Paketfahrer gewesen war, ließ es aber dann bleiben. Aber eigentlich kann man Lucinda so gut wie alles erzählen. Menschen wie sie nehmen die meisten Dinge unaufgeregt zur Kenntnis und geben kaum Ratschläge. Im Gegensatz zu meinen Schwestern und Tanten, die so scharf auf Ratschläge sind, dass sie mich oft nicht einmal ausreden lassen, oder ich komme gar nicht zu Wort, bevor sie loslegen. Sie schreiben mir ihre Ratschläge auch gern per Mail und fragen mich dann, ob ich sie mir ausgedruckt hätte. Besonders Tante Maggie kann unglaublich penetrant sein. Sie leitet eine private Gruppe der Anonymen Alkoholiker und glaubt, ihre Meinung sei das Maß aller Dinge. Wenn man nicht aufpasst, hockt man in ihrem Sitzkreis, bevor man bis drei gezählt hat.

Meiner Meinung nach sind Ratschläge das Sinnloseste der Welt, und deswegen rede ich auch so gerne mit Lucinda. Von ihr kommt meist nichts als undeut-

liches Gebrummel, und sie kann es ertragen, belabert zu werden, was vielleicht an ihrer ausdauernden Yoga-praxis liegt.

Aber die Sache mit meinem Vater war mir dann doch etwas unangenehm.

»Hast du schon mal um jemanden wirklich getrauert?«, fragte ich sie schließlich, nachdem ich zwei Folgen *Game of Thrones* über dieser Frage gebrütet hatte.

Lucinda antwortete sehr lange nicht. Sie stand auf und holte eine Schüssel Chips und zwei Flaschen Bier. Sie zappte auf einen anderen Kanal und tätschelte Schröder, der sich zwischen uns zusammengerollt hatte, den Kopf. Irgendwann dachte ich, das geht jetzt zu weit. Auch wenn man Lucinda Beckett heißt und total abgeklärt ist, kann man seiner Mitbewohnerin mal zur Seite stehen.

Irgendwann sagte sie dann:

»Mit sieben hatte ich ein Mauswiesel. Das ist überfahren worden.«

Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen, und Lucinda stand auf, um noch eine Runde um die Häuser zu ziehen.

Vielleicht ist Trauer einfach kein Gefühl für jedermann.

Am nächsten Morgen rief mich um Punkt sieben Uhr meine Schwester Anna an. Ich konnte hören, dass sich die Kinder im Hintergrund prügeln und ihr Mann Julius herumbrüllte. Es war meistens kein Vergnügen, mit Anna zu telefonieren. Meistens musste sie das Gespräch abbrechen, weil sich die Kinder würgten, ein

Kind Durchfall bekam oder auf den Teppich kotzte oder ein anderes sie permanent belaberte.

Eigentlich hatte ich das Klingeln ignorieren wollen. Aber ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich mich am Tag vorher so schnell vom Acker gemacht hatte. Deswegen ging ich ran, als ich Annas Nummer auf dem Display sah.

»Wir treffen uns heute Nachmittag bei Maggie«, sagte sie anstelle einer Begrüßung. »Wir müssen einiges besprechen.«

Ich hasste es, zu Maggie zu fahren. Alle hassten es. Früher war sie diejenige gewesen, die einen ständig abknutschte. Sie hatte keine eigenen Kinder bekommen können und hatte beschlossen, ihre ganze Liebe über uns Mädchen auszuschütten. Anna nannte es Zuwendung, Eva nannte es Übergriffigkeiten.

»Sei bitte pünktlich.« Das Telefon knackste, vermutlich, weil eines der Kinder am Kabel des Routers riss.

»Ich habe heute Nachmittag einen Termin in der Agentur.« Das war eine Lüge, hörte sich aber in meinen Ohren plausibel an. Ich hatte nicht einmal eine Agentur wie jede andere anständige Stylistin. Aber das wusste Anna ja nicht.

Bei Anna schwoll das Gebrüll zu solcher Lautstärke an, dass ich sie nicht mehr verstehen konnte.

»Ich höre nichts!«, schrie ich ins Telefon.

Anna brüllte auch irgendetwas, dann war es kurz still.

»Mama«, konnte ich Benno sagen hören, »Chrissi hat mein Asia Drachenfeuer ins Klo geschmissen.«

»Dann soll er es wieder rausholen.«

»Er sagt, ich soll es selber rausholen.«

»Sag ihm, er kriegt eine geknallt, wenn er es nicht sofort rausholt.«

»Er hat aber schon gespült.« Benno hörte sich weinerlich an.

Ich war unglaublich froh, dass bei mir niemand Playmobil-Figuren ins Klo schmiss, sondern nur Lucinda Beckett ihre Tampons.

»Und jetzt geht nichts mehr durch.«

»Um drei«, sagte Anna knapp und legte auf.

Ich zog mir die Decke über den Kopf. Am liebsten hätte ich mein Bett überhaupt nie wieder verlassen. Ich konnte Menschen verstehen, die so viel aßen, dass man sie mit dem Kran aus dem Bett heben musste, wenn sie gestorben waren. Denen ging es nicht ums Essen. Die wollten einfach nur im Bett bleiben. Ich zog in Erwägung, gleich damit anzufangen und den Grundstock für ein übergewichtiges Leben im Bett zu legen. Aus der Küche hörte ich leise Geräusche. Wahrscheinlich Lucinda, die sich für die Uni fertig machte. Ich seufzte und schwang meine Beine aus dem Bett.

Es war nicht Lucinda, sondern ein Kerl, den Lucinda letzte Nacht auf der Straße aufgegebelt hatte. Er stand in Boxershorts vor unserem Kühlschrank und fütterte Schröder mit einem alten aufgeweichten Hotdog. Manchmal machte mich das echt fertig, dass Lucinda ständig irgendwelche Typen anschleppte. Man musste ganz schön an sich arbeiten, um da hart zu bleiben. Aber Lindholm meinte, in meiner jetzigen Verfassung würde mich ein intimes Verhältnis zu einem Mann um Jahre zurückwerfen. Ganz ehrlich. Das hatte ich noch

nie verstanden. Wohin sollte es mich denn zurückwerfen? In die frühen Neunziger? Gut, das wäre dramatisch, aber zu überleben. Um genauer zu sein, ich fand, ich hatte momentan nicht viel zu verlieren.

»Na?«, sagte der Typ und kramte weiter in unserem Kühlschrank herum.

Ich lehnte mich mit der Schulter an den Türstock.

»Selber na.«

Er reichte Schröder noch ein Stück Käse, wobei ihm Schröder fast den Finger abbiss. Er meinte das nicht böse, es war nur so, dass er einfach nicht sehen konnte, wo der Käse aufhörte und der Finger anfang. Der Typ ließ sich nichts anmerken.

»Und du bist also Lucindas Freundin«, sagte er und rieb sich die Hand. »Ich hab' dich gestern schon auf der Couch schlafen sehen.«

Ich kann es nicht leiden, wenn jemand sieht, wie ich schlafe. Das ist ein Eingriff in die Intimsphäre. Das ist fast so schlimm, als würde mir jemand dabei zusehen, wenn ich mich selbst befriedige.

»Du hast süß ausgesehen.« Schröder setzte sich vor den Typ und tropfte seinen Speichel auf dessen nackte Füße. »Ist das dein Hund?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Sieht wohl so aus.«

»Netter Hund. Ich bin Mika.« Er streckte mir die Hand hin, und ich nahm sie.

»Cressi.«

Es war eine warme, schlanke Hand mit festem Griff. Ich versuchte, mir in Erinnerung zu rufen, was Lindholm über meine Beziehungen zu Männern gesagt

hatte, doch mein Gehirn war wie leer geblasen. Mein Gehirn fühlte sich an wie eine Wüste, durch die der Wind diese komischen dornigen Strauchdinger treibt, die man in Western immer sieht. Ich glaubte sogar zu hören, wie jemand »Spiel mir das Lied vom Tod« auf der Mundharmonika spielte, und ich glaubte, sagen zu müssen: Bitte heb mich hoch und vögel mich gegen die Wand.

Mika hatte wirklich einen erstaunlichen Bizeps und wahnsinnig breite Schultern. Ich war mir sicher, dass er es konnte.

»Hast du was gesagt?«, fragte Mika und hielt meine Hand immer noch fest.

»Ich sagte, ich hol mir jetzt ein Glas Milch aus dem Kühlschrank«. Ich zog meine Hand weg und riss den Kühlschrank auf.

»Lucinda ist schon zur Uni. Sie hat gesagt, ich soll mit dir frühstücken und dich ein bisschen aufheitern.«

»Lucinda hat immer die größten Scheißideen.«

Ich goss mir Milch in ein Glas, und wir setzten uns einander gegenüber an den Küchentisch, wobei der Tisch ein Witz ist. Unsere Küche ist so klein, dass ich irgendwann einfach ein quadratisches Brett an die Wand geschraubt habe, auf dem man zur Not essen kann. Allerdings isst Lucinda meistens in der Uni und ich in dem asiatischen Imbiss an der Ecke. Die Chinesen dort glauben, ich hätte kein Zuhause. Letzte Woche wollte mir die dicke chinesische Köchin eine Wolldecke mitgeben. Ich habe abgelehnt.

Unsere Knie berührten sich, und ich zog meine Beine nicht weg. Sollte sich Lindholm doch zum Teufel sche-

